

**Dietrich Busse**

## **Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte?**

### **Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historisch-semantischen Epistemologie**

#### **1. Vorbemerkung**

„Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte“ – diese Themenstellung artikuliert einen zwar gerne bemühten, aber von der Sache her nicht völlig zu rechtfertigenden, letztlich nur scheinbaren Gegensatz. Sollten nach zwanzig Jahren Diskussion über Notwendigkeit, Grundlagen und Methodenprobleme diskursgeschichtlicher Forschung solche Klarstellungen noch nötig sein, so sollte zur Präzisierung der Untertitel dieses Beitrags ins Bewusstsein gerückt werden: Ich möchte mich in den folgenden Bemerkungen mit den theoretischen Grundlagen und einigen Methodenfragen desjenigen befassen, was ich heute (vielleicht klarer als früher) als eine historisch-semantische Epistemologie bezeichnen würde. Die Intentionen des von mir vertretenen Konzepts der historischen Semantik<sup>1</sup> würden missverstanden, wollte man das „oder“ im Titel meines Aufsatzes als ausschließendes „oder“ verstehen. Tatsächlich kann es aber nicht um einen Gegensatz gehen, sondern (wie ich – ohne dass dies immer beachtet worden wäre – auch in der Vergangenheit immer wieder hervorgehoben habe) eher um eine Ergänzung und Erweiterung des Methodenspektrums – weniger der Zielsetzungen! – der historischen Semantik.

Ich möchte meine Überlegungen zu den Grundlagen und Methodenproblemen einer historisch-semantischen Epistemologie in vier Schritten entfalten: Nach einer kurzen Erläuterung der Motive und Ziele, welche ich mit der historischen Semantik verbinde, möchte ich im zweiten Schritt die Möglichkeiten und Grenzen der Begriffsgeschichte als Ausgangspunkt aller neueren Ansätze zur historischen Semantik erörtern um dann im dritten Schritt die Ziele und Methoden der Diskursanalyse im epistemologischen Interesse näher zu erläutern. Abschließend möchte ich am Beispiel „das Eigene und das Fremde“ einige Überlegungen zur Wirkungsweise diskurssemantischer Grundfiguren anstellen.

#### **2. Motive und Zielsetzungen der Historischen Semantik**

Die „Archäologie“ (frei nach Foucault) meiner eigenen Beschäftigung mit Grundfragen der historischen Semantik enthüllte das im Zeitpunkt der Entdeckung auch für mich selbst überraschende Faktum, dass der erste Entwurf meines spä / ter unter dem Titel „Historische Semantik“ publizierten Arbeitsvorhabens den Titel „Bedeutungssysteme“ trug. Dieses Stichwort zielte offenbar auf eine Semantik, welche sich aus den Beschränkungen einer eng gefassten Wortsemantik befreien sollte, wie sie im linguistischen Mainstream der siebziger Jahre vorherrschend war. Gemeint war eine ‚reiche‘ Semantik, welche die methodologischen Grenzen einer isolierten Betrachtung von Einzelwortbedeutungen und einer reduktionistischen Kom-

---

<sup>1</sup> Busse 1987, Busse/Teubert 1994.

ponentensemantik überschreiten sollte, und die deshalb programmatisch und theoretisch *gegen* die linguistisch-semantischen Hauptströmungen formuliert werden und sich durchsetzen musste. (Die gewisse argumentative Schärfe gegenüber der Begriffsgeschichte in meinen älteren Arbeiten zur historischen Semantik – welche gelegentlich zu Irritationen geführt haben mag – ist vor allem wohl aus der Sorge zu erklären, die Begriffsgeschichte könnte – trotz ihres epistemologischen Interesses – auf die Beschränkungen eines isolierten Wortbedeutungsbegriffs zurückfallen und sich damit wichtige epistemologische Erkenntnismöglichkeiten verstellen.<sup>2</sup>) Auch wenn diese Polarität auch heute noch für große Bereiche der linguistischen Bedeutungsforschung fortbesteht, so ergeben sich aus Sicht der jetzigen bedeutungstheoretischen Diskussionslage doch auch überraschende Anknüpfungspunkte zwischen dem vor über zwanzig Jahren von mir anvisierten Ziel der Analyse von „Bedeutungssystemen“ und der linguistischen Avantgarde von heute: es erscheint ein direkter Anschluss möglich an die Analyse „semantischer Netze“ und „Wissensrahmen“ (frames) der heutigen kognitiven Semantik, die (aus anderen Motiven) ebenfalls die Konzeption einer ‚reichen‘ Semantik über die Komponentenanalyse und wortsemantischen Beschränkungen der traditionellen Linguistik hinaus vertritt.<sup>3</sup>

Während die Analyse „semantischer Netzwerke“ und „Wissensrahmen“ in der heutigen kognitiven Linguistik auf die Rekonstruktion der synchronen kognitiven Landschaft von Individuen oder Sprachgemeinschaften zum Zwecke der Implementierung bzw. Nachbildung von Sprachverarbeitungsprozessen auf Rechenmaschinen zielt, waren meine Überlegungen zur Analyse von „Bedeutungssystemen“, die am Anfang der Beschäftigung mit Fragen der historischen Semantik standen, von Beginn an *diachron* orientiert, d.h. sozialhistorisch und kulturhistorisch motiviert. Kurz: sie zielten und zielen auf eine *historische* Epistemologie, eine Wissens- und Bewusstseinsgeschichte, die die Repräsentation des gesellschaftlichen Wissens einer Zeit in ihrer Genese, ihren Konstitutionsbedingungen, ihren kulturhistorischen Traditionslinien und ihren epistemischen Tiefenströmungen offen legt.

Zur Verwirklichung dieses Ziels schienen mir theoretische Anschlüsse nützlich, die es erlaubten, gesellschaftliche Semantik als Wirklichkeitskonstitution mittels Sprache zu deuten und in den epistemischen Voraussetzungen und Netzwerken die Grundlagen eines je kontingenten gesellschaftlichen Wirklichkeitsbewusstseins zu sehen. Vier Bereiche theoretischer Reflexion sollten den Rahm / en der theoretischen Begründung einer historischen Epistemologie auf (linguistisch-) semantischer Grundlage abstecken: Der erste Fragenkomplex betraf die allgemeinen theoretischen Grundlagen einer (historischen) Epistemologie, deren Orientierungsrahmen durch das magische Dreieck Humboldt – Wittgenstein – Foucault markiert war. Wilhelm von Humboldts Sprachtheorie schien mir hochgradig relevant zu sein hinsichtlich der engen Verflechtung von linguistischen und philosophischen (v.a. erkenntnistheoretischen) Fragestellungen und v.a. hinsichtlich der engen Verknüpfung von Sprache und Wirklichkeitskonstitution, die Humboldt in meinen Augen zu einem der Urväter einer semantischen fundierten Epistemologie machte. („Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbige Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten.“<sup>4</sup>) Wittgenstein II steuerte mit seinem Bedeutungskonzept, seinem Sprachspiel- und Regelmodell und seinem Lebensformkonzept die philosophisch-theoretischen Instrumente bei, welche das Zusammenspiel von Bedeutungskonstitution, Bedeutungstradierung und Bedeutungsveränderung erklärbar machten. Foucaults Diskursanalyse schließlich schlug die Brücke von den theoretisch-philosophischen Grundlagenfragen zur konkreten historischen und empirischen Verortung einer historischen Epistemologie und

19

<sup>2</sup> Dies war eine Befürchtung, die nach einer methodologischen Analyse vieler Artikel der „Geschichtlichen Grundbegriffe“ (Brunner/Conze/Koselleck 1972 ff.) ja nicht ganz aus der Luft gegriffen war.

<sup>3</sup> Eine solche „reichere“ Semantik ist im Übrigen schon 1934 von Karl Bühler in seiner „Sprachtheorie“ vertreten und vom Germanisten Peter von Polenz in seiner „Satzsemantik“ (1985) exemplarisch ausformuliert worden.

<sup>4</sup> „Ueber das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“ (1820), hier zit. nach Humboldt 1963, 17.

öffnete (wie – freilich sehr viel versteckter – auch die anderen beiden Autoren) den Blick für machtanalytische Aspekte epistemisch-semantischer Prädispositionen.

Der zweite von mir damals angeschnittene Fragenkomplex zielte auf die soziologische Grundlegung einer historischen Epistemologie, auf den Einfluss von Öffentlichkeit auf die Entfaltung von gesellschaftlicher Semantik, auf Öffentlichkeit als Raum der Bedeutungen und des gesellschaftlichen Wissens, seines Auftretens und seiner Entfaltung.<sup>5</sup> Der dritte theoretische Fragenkomplex betrifft die sprachtheoretischen Grundlagen der historischen Semantik im engeren Sinne (wobei ich mit dem Ausdruck „historische Semantik“ die empirische Beschreibung *und* die theoretische Grundlegung der Erklärung von Bedeutungswandel zugleich meinte und meine). Diese linguistische Grundlegung der historischen Semantik erfolgte auf der Basis eines handlungstheoretischen Sprachkonzepts<sup>6</sup> und sollte vor allem der Klärung folgender zentraler sprachtheoretischer Fragestellungen dienen:

- der Erklärung von Bedingungen für und Funktionieren der *Konstitution* von Bedeutung (d.h. sprachlich vermitteltem Sinn);
- der Erklärung von Bedingungen für und Funktionieren der *Tradierung* von Bedeutung (d.h. sprachlich vermitteltem Sinn);
- der Erklärung von Bedingungen für und Funktionieren der *Veränderung* (des *Wandels*) von Bedeutung (d.h. sprachlich vermitteltem Sinn), auch und gerade verstanden als *Wandel von Bedeutungssystemen*. /

20

Eine Bezugnahme auf Zielsetzung, Programm, und Methodik einer Begriffsgeschichte (etwa Koselleckscher Prägung) war in dem erwähnten ersten Programmentwurf der Analyse von Bedeutungssystemen übrigens zunächst noch nicht enthalten; sie erwies sich jedoch (einmal angeregt<sup>7</sup>) als außerordentlich fruchtbar, konnte ich doch in Kosellecks Programm der „Geschichtlichen Grundbegriffe“ die Zielsetzung einer historischen Epistemologie auf semantischer Grundlage entdecken, die meinen eigenen Überlegungen eng verwandt war. Freilich stellte die dort artikulierte Orientierung auf „Begriffe“ als theoretische und methodische Bezugsgrößen der semantischen Analyse von meiner Warte aus ein gewisses Problem dar. Ich möchte auf diese Probleme an diesem Ort aber nur kurz eingehen.<sup>8</sup>

### 3. Begriffsgeschichte als Ausgangspunkt historisch-semantischer Epistemologie: Möglichkeiten und Grenzen

Begriffsgeschichte, auch wenn sie einem so ambitionierten Programm folgt, wie es für die „Geschichtlichen Grundbegriffe“ entworfen wurde, ist nur eine von vielen Möglichkeiten, in deren Gewand historische Semantik betrieben werden kann und betrieben worden ist. Andere geläufige Möglichkeiten sind z.B.

<sup>5</sup> Wenngleich sich zu diesem Problemkomplex in Busse 1987 einzelne Überlegungen finden, so ist mir doch heute klar, dass die Verwirklichung meiner ursprünglichen Ideen nicht mehr oder nicht weniger als die Ausformulierung einer eigenen Wissenssoziologie erfordert hätte, was von einem Linguisten schlechterdings nicht geleistet werden konnte (zumal in einem noch vertretbaren Zeitrahmen).

<sup>6</sup> Gerade diese Verbindung von handlungstheoretischen Konzepten mit Konzepten der Foucaultschen Diskursanalyse ist mir von überaus engagierten Anhängern einer machtkritischen Diskursanalyse zum Vorwurf gemacht worden. Abgesehen davon, dass die Reduktion der Intentionen Foucaults auf Machtkritik und -destruktion das enorme deskriptive und grundlagentheoretische Potential seiner Diskurstheorie übersieht („eh bien je suis un positiviste heureux“, Foucault 1978, 164/182 in Antwort auf LeBon 1967: „Un positiviste désespéré“), auf das man sich ebenso gerechtfertigt beziehen kann wie auf seine machtkritischen Intentionen, verkennt dieser Vorwurf den grundlagentheoretischen Charakter einer pragmatischen Sprachtheorie, die keineswegs auf einen oberflächlichen sprachlichen Intentionalismus reduziert werden kann und welche den Einbezug von epistemischen Prädispositionen, wie sie neuere poststrukturalistische Ansätze favorisieren, keineswegs von vorneherein ausschließt. (Vgl. dazu Busse 1991b)

<sup>7</sup> Wofür ich meinem akademischen Lehrer Rainer Wimmer dankbar bin.

<sup>8</sup> Sie sind ausführlicher Gegenstand der Erörterungen in Busse 1987.

- die *Wortgeschichte* traditioneller Prägung (mit Wurzeln in der Etymologie);
- die normale *historische lexikalische Semantik*, wie sie etwa im Kontext der historischen Lexikographie betrieben wurde und wird;
- die *Ideengeschichte*, in Philosophie und Historiographie, als deren Teil auch die herkömmliche *Epistemologie* gelten kann, gegen die Foucault sein Programm der Diskursanalyse so heftig abgrenzte; die Ideengeschichte ist zwar nicht vom erklärten Anspruch her, aber doch in einigen ihrer Ziele und Methoden als eine historische Semantik *avant la lettre* interpretierbar;
- semantische Implemente enthält schließlich auch jede historische *Bewusstseinsgeschichte*, z.B. auch als Geschichte des Alltagsbewusstseins und der *Mentalitäten* oder als *Geschichte des kulturellen Gedächtnisses*; in diesen Untersuchungsansätzen geht es ja oft gerade um die historisch je spezifischen Bedingungen der Konstitution gesellschaftlicher Realität und Realitätsbewusstseins;
- zur historischen Semantik ist dann auch die *politische Sprachanalyse* und Sprachkritik zu rechnen, der es um die Aufklärung ideologischer Implemente öffentlichen Sprachgebrauchs geht;
- und schließlich gibt es als integrativen Ansatz eine *Diskursgeschichte*, die v.a., auf die Analyse diskursiver Mechanismen und ihres thematischen/inhaltlichen/ semantischen Niederschlags zielt, eben als Beitrag zu einer semantisch fundierten historischen Epistemologie im nach-foucaultschen Sinne.

Die Spezifik der jeweiligen Erkenntnisziele der genannten Forschungsrichtungen und der daraus folgenden Bedürfnisse für theoretische Grundlegung *und* Methodik *und* Praxis der historisch-semantischen Empirie wird oft nicht genügend berücksichtigt. Es handelt sich um je für sich legitime Erkenntnisziele, die möglicherweise eine gemeinsame sprachtheoretische Grundlage, aber *sicher nicht* eine einheitliche Methodik und empirische Praxis haben können. Hieraus resultiert, dass es *die* historische Semantik nicht gibt und nicht geben kann, sondern allenfalls ein Spektrum sich teilweise überschneidender, teilweise aber auch ausschließender Facetten und Perspektiven.

21

Jede semantische Analyse, die am Einzelzeichen oder Wort ansetzt und eine isolierte Wortsemantik für möglich hält, ist – vom epistemologischen oder tiefensemantischen Standpunkt aus betrachtet – als eine Art Eisbergspitzen-Semantik aufzufassen, weil sie achtzig bis neunzig Prozent dessen, was als Wissen notwendig ist, um die Bedeutung eines Wortes im Kontext vollständig zu aktualisieren, unexpliziert lässt, ignoriert oder bestenfalls als selbstverständlich gegebenes Alltagswissen voraussetzt und damit als uninteressant (für weitere wissenschaftliche Betrachtung bzw. semantische Explikation) abtut. Wenn historische Semantik als *Begriffsgeschichte* methodisch begründet wird, dann hat eine linguistisch motivierte Konzeption einer Tiefensemantik damit zunächst vor allem deswegen Probleme, weil im Kontext der Theorietradition der Sprachwissenschaft der Terminus „Begriff“ mit einer isolierenden und reduktionistisch verfahrenen Wortsemantik auf das Engste verknüpft ist. Dies gilt nicht nur für die bis heute einflussreiche logische Semantik Fregescher oder Carnapscher Prägung, deren begriffstheoretische Ausrichtung unverkennbar ist.<sup>9</sup> Dies gilt auch für die bislang einzige aus der Linguistik selbst heraus entwickelte Analysekonzeption, die strukturalistisch motivierte Merkmalsemantik (bzw. Komponentensemantik), die eben in dem atomistischen Merkmalskonzept, das sie mit der logischen Semantik gemeinsam hat, auf begriffstheoretische Wurzeln (mit hochproblematischen ontologischen Implikationen) zurückgreift. Diese in der heutigen bedeutungstheoretischen Diskussion gelegentlich zusammenfassend als „NHB-Konzeption“ (d.h.: „Notwendige-und-hinreichende-Bedingungen-Konzeption“) apostrophierte begriffstheoretische Semantik erscheint aus der Perspektive einer epistemologisch motivierten „reichen“ Semantik als ein Reduktionismus gigantischen Ausmaßes, der mitunter gerade das ausblendet, was aus wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive das Interessanteste an der Semantik sprachlicher Ausdrücke (elementarerer oder komplexerer Art) darstellt.

<sup>9</sup> Zur Kritik daran vgl. u.a. Wolski 1980, 44 ff. und 95 ff. und Busse 1991, 43 ff. und 1993, 104 ff.

Natürlich stand nie in Zweifel, dass das von Reinhart Koselleck und anderen vertretene Konzept der Begriffsgeschichte mit diesem begriffstheoretischen Reduktionismus des linguistisch-semantische Mainstreams nichts gemein hat. Dies verhindert schon die epistemologische Perspektive des historiographischen Ansatzes. Aber vielleicht erklärt sich daraus eine gewisse Zurückhaltung gegenüber einer positiven Adaption des Begriffs-Begriffs und seiner Benutzung im Rah- / men der von mir angestrebten historisch-semantischen Analyse von „Bedeutungssystemen“. Nur der Vollständigkeit halber und nebenbei bemerkt: Inzwischen erlebt der Begriffs-Begriff – anglizistisch getarnt als „Concept“-Semantik – im Rahmen der kognitiven Semantik eine neue Blüte und ist in dieser Fassung, in der es um die Analyse von semantischen Netzwerken und Systemen von Wissensrahmen (frames) geht, sehr viel besser anschließbar an die Zielsetzungen einer epistemologisch motivierten „reichhaltigen“ Semantik als die reduktionistischen Bedeutungsmodelle der linguistisch-semantischen Zwischenphase der 60er–80er Jahre.<sup>10</sup>

22

Ich glaube auch, inzwischen die Motive besser zu kennen (als vor 20 Jahren), die Koselleck bei der Ausformulierung seines Konzepts der Begriffsgeschichte geleitet haben; und dies sind Motive, die – mit Verlaub gesagt – nach meinem Eindruck mit der Realität des Großteils der Artikel des Lexikons „Geschichtliche Grundbegriffe“ nur bedingt zur Verwirklichung gelangt sind. Koselleck ging und geht es, wie ich glaube, um nicht mehr und nicht weniger als um ein Panoptikum, eine Typologie von Begriffen als Movens, als Agenten des historischen Prozesses. Seine Version der Begriffsgeschichte ist darum in vollem, bestem Sinne historisch und historiographisch, weil sie Begriffe quasi als Individuen, als Antriebskräfte im historischen Prozess analysieren will. In diesem Sinne sind Begriffe für Koselleck epistemische Größen, die nicht an einzelne Wörter und Wortbedeutungen gebunden sind, auch wenn sie mit Leitvokabeln benannt und identifiziert werden können und oft genug gerade durch diese plakativ-propagandistische Identifizierbarkeit ihre historische Antriebsfunktion erhalten.

Gegenüber einer solchen – wenn ich es so nennen darf – Historie einer belebten, animierten, dynamischen Begriffswelt stellt sich die nüchterne Perspektive einer linguistisch-analytischen Betrachtungsweise als pure Deskription historisch-epistemischer Möglichkeitsbedingungen dar. Sie bewahrt die von Peter von Polenz in seinem Konzept satzsemantischer Analyse artikuliert Skepsis vor allen Arten von „Agentivierungen“ abstraktiver epistemischer oder linguistischer Größen, seien es nun Begriffe, Leitvokabeln oder Diskurse.<sup>11</sup>

Begriffsgeschichte und linguistisch begründete Diskursanalyse haben fraglos die historisch-epistemische Zielsetzung gemeinsam. Beide zielen, wie ich glaube, gleichermaßen auf die Analyse *systematischer* Zusammenhänge historischer Semantik. Recht verstanden kann keine historische Diskursanalyse ohne Begriffsgeschichte in Kosellecks Sinne auskommen; doch greift sie u.U. weiter, setzt die Schwerpunkte anders, verstärkt vor allem den Aspekt der Vernetzung, der Voraussetzungshaftigkeit, der langfristig und tiefgründig wirksamen diskursiven Mechanismen, oder, mit einem zentralen Begriff Foucaults, der Möglichkeitsbedingungen, des historischen Aprioris der Episteme in ihrer jeweiligen geschichtlichen Ausgestaltung. Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte stellen daher weder theoretisch noch methodisch einen strikten Gegensatz dar, sondern können / vielleicht als verschiedene Perspektiven auf ein gemeinsames Gegenstandsfeld im Hinblick auf vergleichbare Zielsetzungen aufgefasst werden.

23

---

<sup>10</sup> Von einer „Zwischenphase“ spreche ich in diesem Zusammenhang deswegen, weil die ältere, traditionelle sprachwissenschaftliche Semantik vor dem Siegeszug des Strukturalismus den späteren semantischen Reduktionismus noch keineswegs geteilt hat. Gerade in Arbeiten aus der Zeit vor der Rezeption von Saussures „Cours“ (also vor 1920) findet man zahlreiche Belege für ein kulturwissenschaftlich geprägtes Interesse an der Semantik, das man durchaus als Vorstufe einer semantischen Epistemologie bzw. „Tiefensemantik“ deuten kann. Insofern greifen (jedenfalls für die Linguistik) neuere kulturwissenschaftlich geprägte Ansätze in der Semantik (sei es als Begriffsgeschichte, Diskursanalyse, Mentalitätsgeschichte o.ä.) forschungsgeschichtlich gesehen nur einen Faden auf, der durch die technologisch motivierten formalistischen Konzepte der sog. „modernen“ Linguistik abgeschnitten war. Vgl. zur älteren historischen Semantik die Übersicht in Busse 2000 (in Vorb.).

<sup>11</sup> Vgl. von Polenz 1985, 186 ff.

Eine historisch-semantiche Diskursanalyse kann sich begriffsgeschichtlicher Ansätze und Methoden bedienen, wie sie sich anderer überlieferter Methoden bedient; dies können Methoden der Wortsemantik und Textsemantik sein (etwa unter Verwendung des fruchtbaren und bisher viel zu wenig ausgebeuteten Isotopie-Konzepts der strukturalistischen Semantik); es können Methoden der Satzsemantik unter Einschluss sprachhandlungstheoretischer Aspekte sein; es kann sich um Methoden der kognitiven Semantik handeln, etwa der Analyse von Wissensrahmen und semantischen Netzen; es können schließlich auch Ansätze der Argumentationsanalyse Toulminscher Prägung, der Topologie, der Präsuppositions-Analyse oder auch der politischen Symbolanalyse fruchtbare Verwendung im diskursanalytischen Methodenverbund finden.

#### 4. Ziele und Methoden einer Diskurssemantik in epistemologischem Interesse

Ich möchte im Folgenden in Kürze einige Ziele und Vorgehensweisen skizzieren, welche die historisch-semantiche Diskursanalyse als Beitrag zu einer historischen Epistemologie kennzeichnen. Das von mir formulierte Programm einer historischen Diskurssemantik<sup>12</sup> lehnt sich locker an Foucaults Diskurstheorie an, die ich – anders als viele andere Vertreter der Diskursanalyse gerade in Deutschland – nicht ausschließlich als ideologiekritisches, sondern als deskriptives Projekt deute, etwa so, wie die Diskursanalyse durch Michel Pêcheux und andere<sup>13</sup> in die Methodik linguistischer Analyseverfahren umgesetzt wurde.<sup>14</sup> In unserem Kontext ist dabei vor allem wichtig, dass Foucault seine Diskursanalyse als *Genealogie*, als Analyse der Genese und Genesebedingungen gesellschaftlichen Wissens in diskursiven Formationen verstanden hat.

Folgende Elemente des Foucaultschen Diskurskonzepts<sup>15</sup> scheinen mir für die Zwecke einer historisch-semantiche Epistemologie nützlich zu sein:

Foucaults Diskursmodell ruht bekanntlich auf dem Begriff der *enoncé*, der Aussage. *Diskurs* definiert er als *eine Menge von Aussagen, die einem gemeinsamen Formationssystem angehören*. Wichtig ist ihm dabei, dass Aussagen nicht mit Äußerungen gleichgesetzt werden. Aussagen (als *enoncés*) sind offenbar abstrakte Größen, die in verschiedener sprachlicher Gestalt auftreten können und nicht notwendig an eine bestimmte sprachliche Ausdrucksform gebunden sind. (Insofern ließe sich Foucaults *enoncé* mit dem Begriff *Proposition* der logischen Satzsemantik vergleichen, der auch in der heutigen kognitiven Linguistik verwendet wird.) Will man jedoch vermeiden, dass die Ebene der Aussagen in Foucaults Sinne eine zu starke und zu problematische Nähe etwa zu Platons „Ideenhimmel“ / oder zu Freges „Drittem Reich der Gedanken“ erhalten, so sollte man statt von „Aussage“ lieber von „Wissensegmenten“ sprechen, die in verschiedener sprachlicher Gestalt artikuliert werden können.

24

Diskurse stellen sich demnach als Formationssysteme von Wissenssegmenten dar, die, wie Foucault weiter hervorhebt, die Bedingungen der Möglichkeit der Produktion bestimmter

<sup>12</sup> Zuerst in Busse 1987.

<sup>13</sup> Vgl. Pêcheux 1975 und 1983.

<sup>14</sup> Nur nebenbei bemerkt: Viele Aussagen zu den theoretischen Grundlagen der historischen Semantik, auf die es mir ankommt, wären auch mit alleinigem Bezug auf Wittgenstein formulierbar gewesen. (Gerade die Verbindung von Foucaults Diskurstheorie mit Wittgensteins Sprachphilosophie und anderen Ansätze der sprachanalytischen Philosophie ist mir ja von Anhängern einer dezidiert ideologiekritischen Diskursforschung – und notabene Verächtern analytischen Denkens – heftig vorgeworfen worden. Übrigens eine ziemlich wohlfeile akademische Version einer in Deutschland unter seinen Gebildeten so beliebten Vorurteilsstruktur, die auf dem unterschwelligem Konzept einer strikten Antonomie von Anglophilie und Frankophilie beruht.) Jedoch bot und bietet Foucaults Diskurskonzept m.E. analytische Möglichkeiten und Perspektiven, die auf der Basis des fragmentarischen und eher grundlagenphilosophischen Wittgensteinschen Ansatzes erst hätten konstruiert werden müssen. Foucaults Ansatz liegt erheblich näher an den Phänomenen, dem Material, der sozialen und historischen Analyse einer historischen Epistemologie und erlaubt für deren Zweck daher direktere Anschlüsse.

<sup>15</sup> Ich beziehe mich hier weitgehend auf Foucault 1969 und 1971; vgl. ausführlich und mit einzelnen Nachweisen dazu Busse 1987, 222 ff.

Äußerungen steuern. Diskurse stellen damit für Foucault ein epistemisch wirksames „historisches Apriori“ dar, welches die Produktion, das Erscheinen, die Serienbildung, die Formation und die Wirkungskraft von Aussagen steuert. Berühmt geworden ist die Bestimmung der Diskurse als *Zwischen ebene* zwischen Denken und Sprechen, die Foucault in der „Ordnung des Diskurses“ hervorgehoben hat. Auf dieser Zwischenebene sind vor allem die diskursiven Mechanismen wirksam, etwa als Ausschließungsmechanismen, als Mechanismen von Produktionszwängen diskursiver Ereignisse, als Strukturierungsmechanismen der Episteme und als Formationssysteme des Wissens.

Als Grundbegriffe der Diskursanalyse nennt Foucault die vier Konzepte *Ereignis*, *Serie*, *Regelmäßigkeit* und *Möglichkeitsbedingung*. Der Begriff des Ereignisses betrifft das spontane und häufig unvorhersehbare Auftreten eines epistemischen Elements in einer Äußerung, einem Text usw. Dieses epistemische Element (*énoncé* bei Foucault) muss nicht rundweg neu sein (ist es tatsächlich eher selten); es reicht für die Ereignishaftigkeit das unvorhergesehene Auftreten in einer neuen diskursiven Umgebung. Treten solche Ereignisse häufiger auf, bilden sie Serien und werden damit zu Keimzellen diskursiver Formationen. Das Stadium der Etablierung neuer diskursiver Strukturen ist erreicht, wenn Serien diskursiver Ereignisse sich zu einer Regelmäßigkeit verdichtet haben. Als Systeme von Regelmäßigkeiten wirken die einmal etablierten diskursiven Formationen bzw. Strukturen als Möglichkeitsbedingungen der Produktion zukünftiger, thematisch benachbarter diskursiver Ereignisse. Sie steuern nicht nur das aktuelle Auftreten, sondern die Auftretensmöglichkeit einzelner epistemischer Elemente in bestimmten Kontexten überhaupt. Diskurse werden dann von Foucault auch als „Dispersionssysteme von Aussagen“ aufgefasst. Die Diskursanalyse untersucht also diskursive Ereignisse in einem Feld des Wissens und achtet dabei vor allem auf die Bedingungen des Erscheinens einzelner epistemischer Elemente in gegebenen epistemisch-diskursiven Kontexten. Diskurse erweisen sich als geregelte und diskrete Serien von diskursiven Ereignissen, in deren Analyse es vor allem auf die Identifizierung von Regelmäßigkeiten ankommt. In deren Analyse soll – mit den Worten Foucaults – herausgefunden werden „wie es kommt, dass eine bestimmte Aussage (an einem gegebenen Punkt) erschienen ist und keine andere an ihrer Stelle“.

In der Nachfolge Foucaults wurde die Diskursanalyse u.a. vom früh verstorbenen Michel Pêcheux und seinen Mitarbeitern zu einem methodischen Instrumentarium ausgebaut. (Ein gerade für sprachbezogene diskursanalytische Ziel- / setzungen fruchtbarer Ansatz, der in Deutschland bisher kaum rezipiert worden ist.) In der Ausdrucksweise Pêcheuxs werden Diskurse zu „lesbaren Anreihungen von Anzeichen (indices), die ein Korpus soziohistorischer [man könnte hinzufügen: epistemischer, D.B.] Spuren bilden“.<sup>16</sup> Das kollektive Gedächtnis, die gesellschaftliche Episteme, wird als gesellschaftlicher Spurenkörper aufgefasst, der in der Diskursanalyse freigelegt werden soll. Diskurse werden als „Netze von Zeichen, Spuren und Fährten“ analysierbar. Eine zentrale Eigenschaft der Diskursanalyse, die Pêcheux besonders heraushebt, ist, dass sie ermöglicht, diskursive Beziehungen zu erfassen „als das Gleiche, das sich durch alle möglichen Differenzen hindurch als solches wiederholt“. Man soll sich also, so die notwendige Schlussfolgerung, zum Zweck der historischen Epistemologie nicht von der thematischen und semantischen Oberflächenebene, d.h. von den allzu offensichtlichen inhaltlichen Strukturen der zugrundeliegenden Textkorpora den Blick verstellen lassen einmal für die Unterschiede im scheinbar Gleichen und zum anderen für das Gleiche quer durch alle scheinbaren Unterschiede hindurch. Insofern bietet – wie es Pêcheuxs Arbeitsgruppe vorgeführt hat – gerade die Analyse scheinbarer Gegendiskurse (also z.B. eines „rechten“ und eines „linken“ Diskurses zu einem bestimmten politischen Thema) Gelegenheit, diskursive Grundfiguren und Gemeinsamkeiten dort herauszuarbeiten, wo sie bei einer oberflächlichen und ideologiegeleiteten Betrachtungsweise zunächst nicht zu vermuten waren.

Die von mir befürwortete Inanspruchnahme der Diskursanalyse für die Zwecke einer historisch-semantischen Epistemologie sah und sieht sich mancher Kritik ausgesetzt, von der

---

<sup>16</sup> Pêcheux 1983, 54.

diejenige aus der Sicht der Gralshüter einer vermeintlich wahren, weil ideologiekritischen, Diskursanalyse gewöhnlich am schärfsten ausfällt. Ihre Vertreter, die offenbar v.a. die deskriptive Verwendung der Diskursanalyse nach Foucaultschem Modell<sup>17</sup> und die Verbindung von „hehren“ poststrukturalistischen mit „profanen“ sprachanalytischen Ansätzen stört, könnten sich von Foucault selbst gerechtfertigt fühlen, der uns eine lange Liste von Abgrenzungen hinterlassen hat, die uns mitteilt, was alles Diskursanalyse nach seinem Dafürhalten *nicht* sein soll: keine Wortgeschichte, keine Begriffsgeschichte, keine Semantik, keine Ideengeschichte, keine Mentalitätsgeschichte, keine Epistemologie in herkömmlichem Sinne. All dies soll Diskursanalyse *nicht* sein, sondern *dazwischen* und *davor* sich bewegen, indem sie die historischen Aprioris, die Möglichkeitsbedingungen und die Genealogie der Wortbedeutungen, Begriffe, Ideen, Mentalitäten und Episteme dechiffriert. Wenn ich gleichwohl die Diskursanalyse für eine epistemologisch orientierte historische Semantik reklamiere, dann berufe ich mich dabei auf Foucault selbst, der seine Arbeiten in einem Interview einmal als Werkzeugkasten angeboten hat, aus dem sich jeder bedienen könne.

Zusammenfassend gesagt scheint mir der diskursanalytische Ansatz für eine / epistemologisch ausgerichtete historische Semantik folgende Vorzüge zu bieten: Eine sprachtheoretische Grundlegung der historischen Semantik, die – wie ich es angedeutet habe – die Prozesse der Bedeutungskonstitution, der Bedeutungskonstanz oder -tradierung und des Bedeutungswandels erklären können soll, muss erklären können, in welcher Weise gesellschaftliches Wissen in die Konstitution und den Wandel von Wort- und Textbedeutungen eingreift. Dabei scheint mir auf der Folie der Forschungsziele der historischen Semantik unstrittig zu sein, dass das Spektrum des bedeutungsrelevanten Wissens sehr viel weiter gezogen werden muss, eine größere Menge und eine größere Reichweite von epistemischen Voraussetzungen der textuellen Bedeutungskonstitution in die Analyse einbeziehen muss, als es der eng gefasste Bedeutungsbegriff der herkömmlichen linguistischen Semantik nahelegt. Ich spreche in diesem Zusammenhang auch von dem Bereich des *bedeutungsrelevanten* bzw. *verstehensrelevanten* Wissens, das in einer vollständigen semantischen Analyse expliziert werden muss. Eine „reiche“ Semantik oder „Tiefensemantik“ in diesem Sinne kann sich nicht auf die Explizierung der sozusagen „offen zu Tage liegenden“ epistemischen Elemente von Wort- und Textbedeutungen beschränken, sondern muss gerade auch das zugrundeliegende, versteckte, normalerweise übersehene, weil als selbstverständlich unterstellte Wissen explizieren. Zu dieser Analyse gehört auch die Explizierung von in sprachlichen Äußerungen transportierten oder insinuierten epistemischen Elementen, von deren Vorhandensein die Sprecher und Rezipienten der Texte möglicherweise gar kein reflektiertes Bewusstsein haben. Jede Tiefensemantik, ob als Wortsemantik, Begriffsgeschichte, Satzsemantik, Textanalyse oder Diskursanalyse angelegt, erfordert die Explizitmachung solchen bedeutungskonstitutiven Wissens. Soll eine solche Tiefensemantik nun – wie es für alle Spielarten der historischen Semantik gilt – einen Beitrag zu einer Analyse epistemischer Voraussetzungen, Strömungen und Formationssysteme bedeutungsrelevanten Wissens leisten, dann muss sie es als ihre Aufgabe betrachten, solches vorausgesetzte Wissen in seinen Auswirkungen auf die sprachliche Bedeutungskonstitution explizit zu machen und zu beschreiben.

Der Diskursbegriff ist nun *ein* mögliches Instrument, das geeignet sein kann, auf solche epistemischen Elemente aufmerksam zu machen, die in semantischen Analysen traditionellen Zuschnitts häufig kaum beachtet werden. Damit wird deutlich, dass der Diskursbegriff zunächst eher die Funktion hat, das Interesse und den Blick der historischen Semantik in neuer und spezifischer Weise zu lenken – und zwar, wie ich glaube, teilweise auf Anderes zu lenken als andere Ansätze der historischen Semantik (sei es Begriffsgeschichte, sei es Mentalitätsgeschichte o.ä.). Diese anders gerichtete Lenkung des historisch-semantischen Blicks

<sup>17</sup> Dies offenbar in Unkenntnis des ebenfalls deskriptiven Ansatzes von Pêcheux und anderen und in Ignoranz des deskriptiven Gehalts von Foucaults Theorie selbst, welche – im Gegenteil zu ihren cisrhenanischen Adepten – sehr wohl Deskription und Kritik in der Analyse zu verbinden wussten (im guten Einklang mit ihrem heimlichen Vorbild Marx, der immer schon wusste, dass scharfe und klare Analyse und Deskription der bestehenden Verhältnisse die Voraussetzung jeder treffenden Kritik an selbigen und damit ihrer Umstürzung ist).



kann z.B. epistemische Voraussetzungen zu explizieren helfen, die mit anderen Blickwinkeln übersehen worden wären. So kann die zu strikte Orientierung an Begriffswörtern (oder Leitvokabeln – auch wenn sie nur als Titel- / wörter für epistemische Komplexe aufgefasst werden ) unter Umständen blind machen gegenüber der Anwesenheit von begriffskonstitutiven Elementen in Texten, in denen das Bezugswort völlig fehlt (wie ich es an Beispielen für das Nationskonzept zu zeigen versucht habe<sup>18</sup>).

27

Weiter kann eine diskursanalytische Perspektive eher geeignet sein, den Blick auf die Formationssysteme und -bedingungen des bedeutungsrelevanten Wissens zu lenken. Ich verweise in diesem Zusammenhang gerne auf Wittgensteins Metapher vom Fluss der Gedanken in seinem Flussbett. In kurzsichtiger, ahistorischer Betrachtungsweise kann das Flussbett leicht als das schlichtweg Unveränderliche, Feststehende, Gegebene missverstanden werden, während es doch tatsächlich selbst veränderbar, etwas historisch Konstituiertes und damit Kontingentes ist. (Wittgenstein denkt hier etwa an die abendländische Logik.)<sup>19</sup> Foucault spricht in diesem Kontext vom historischen Apriori, das eine Genealogie aufweist, den diskursabhängigen Individuen aber oft als das schlichtweg Gegebene, Hinzunehmende erscheint. Nach meiner festen Überzeugung muss die Analyse des unreflektierten, unartikulierten, als selbstverständlich vorausgesetzten und daher nicht thematisierten aber gleichwohl diskursstrukturierenden Wissens in jeder historischen Semantik eine zentrale Stelle einnehmen, die als Beitrag zu einer historischen Epistemologie ernst genommen werden will.

Schließlich lenkt eine diskursanalytische Perspektive – und gerade darauf hat Foucault immer wieder besonders hingewiesen – den Blick auf anderes Quellenmaterial als die traditionelle Begriffsgeschichte. Rolf Reichardt hat in seinen methodologischen Vorschlägen zur historischen Semantik diesen Aspekt besonders stark gemacht. Ich erinnere hier nur an das Diktum von der „Höhenkammliteratur“ als Quellenbasis mancher begriffsgeschichtlicher Analyse, der in diskursanalytischer Perspektive eine stark in Richtung auf Alltagstexte erweiterte Quellenbasis gegenübersteht.<sup>20</sup>

Diskursanalyse muss im Rahmen einer historisch-semantisch verfahrenen Epistemologie nicht so sehr eine völlige Neuorientierung auf der mikro-semantischen Ebene der Korpusanalyse bedeuten, als vielmehr eine makro-semantische Neuausrichtung des Blicks, der Korpuswahl und der epistemisch-semantischen Analyse. Vielleicht besteht ihr methodischer Wert und ihre Eigenständigkeit vorwiegend in der Ausarbeitung einer makro-semantischen und tiefensemantisch zugleich verfahrenen Forschungsstrategie, die nicht halt macht da, wo das ohnehin Gewusste oder unbemerkt als selbstverständlich Unterstellte gewöhnlich als für die semantische Analyse irrelevant übergangen und ignoriert wird, sondern die mit der Analyse gerade erst bei den epistemischen Rahmenbedingungen sprachlicher Bedeutungskonstitution anfängt und ihr Interesse verstärkt auf die Voraussetzungen lenkt, die das in einem gegebenen Zeitpunkt Sagbare und Denkbare überhaupt erst möglich machen.

Ich habe einmal an anderer Stelle die historische Semantik als eine „regulier- / te Transformation von Sinn für Andere in Sinn für uns“ bezeichnet.<sup>21</sup> Selbstverständlich ist auch eine Diskursgeschichte nicht von dem hermeneutischen Dilemma befreit, dass stets nur das an den Wissensbeständen vergangener Epochen und Diskursformationen expliziert werden kann, was auf dem Hintergrund unserer eigenen Episteme zu denken und zu sagen möglich ist. Die für die gesamte historische Semantik (wie für Semantik und Textanalyse generell) angebrachte methodische und wissenschaftstheoretische Skepsis gilt daher selbstverständlich auch für den diskursgeschichtlichen Ansatz: Danach kann auch ein durch den Diskursbegriff geschärfter Blick nicht verhindern, dass jede Auswahl von Material, von Querbezügen, von Bezugswörtern, -themen, -diskursfiguren und Perspektiven notwendig Anderes ausschließt. So kann man auch von einer diskursanalytischen historischen Semantik und Epistemologie nicht erwarten, dass sie das *gesamte* Netz epistemischer Bezüge, in dem ein

28

<sup>18</sup> Busse/Teubert 1994, 19 ff.

<sup>19</sup> Wittgenstein 1970, § 95 ff.

<sup>20</sup> Vgl. Reichardt 1982 und 1985.

<sup>21</sup> Busse 1987, 301.

Text, ein Begriff, eine enoncé stehen, explizieren könnte. Diskursanalyse wird gerade heißen, bestimmte spezifische Wissensstränge auch in verschiedensten Texten, Textsorten, Artikulations- und Diskursbereichen nachzuverfolgen, also eine thematisch gelenkte Konzentration auf Ketten einzelner enoncés, einzelner epistemischer Leitelemente vorzunehmen. Insofern muss auch Diskursanalyse auswählen, gelenkt durch thematische Leitlinien, doch ausgehend vom methodischen Grundgedanken des „offenen, sich im Forschungsprozess erweiternden Korpus“. <sup>22</sup> Vielleicht kann der Sinn der Diskursanalyse mit einem Zitat Foucaults recht treffend charakterisiert werden: „Es gibt kein Wissen ohne definierte diskursive Praxis; und jede diskursive Praxis kann durch das Wissen bestimmt werden, das sie formiert.“ <sup>23</sup>

## 5. „Das Eigene und das Fremde“ – Aspekte einer diskurssemantischen Grundfigur

Ich möchte abschließend am Beispiel der diskurssemantischen Grundfigur „das Eigene und das Fremde“ andeuten, in welche Richtung diskursgeschichtliche Analyse zielen kann. <sup>24</sup> Dazu möchte ich kurz erläutern, was ich unter einer *diskurssemantischen Grundfigur* verstehe, die als Gegenstand einer diskurssemantischen Analyse einen zentralen Stellenwert erhalten kann. Diskurse zeichnen sich zum einen dadurch aus, dass die ihnen zuzuordnenden Texte Regelmäßigkeiten im Auftreten bestimmter inhaltlicher Elemente aufweisen; zum anderen schlagen sich zu Regelmäßigkeiten verfestigte inhaltliche Elemente in den Texten, die das Korpus der einzelnen Diskurse bilden (bzw. zu ihnen beitragen) nieder. Dabei wird vorausgesetzt, dass Texte (und ihre Bestandteile) nicht – wie es einem alten sprachtheoretischen (und wohl auch alltagsweltlichen) Vorurteil entspricht – quasi ab ovo durch die Intentionalität des Produzenten geformte originale Erzeugnisse sind. Vielmehr verwenden sie Versatzstücke, die zu der epistemisch- / kognitiven Grundausstattung der Textproduzenten gehören bzw. von ihnen aus anderen, zuvor rezipierten Texten ad hoc aufgeschnappt worden sind. Für einen Teil dieser Phänomene hat man in der traditionellen Rhetorik überlieferte Begriffe wie „rhetorische Figuren“, „Topoi“ u.ä. zur Verfügung. Anstatt nun eine Topik in diesem überlieferten Sinne vorzuschlagen (wie sie in jüngster Zeit etwa für das Gebiet der juristischen Argumentation gefordert worden ist), ziehe ich es vor, in einem heuristischen Vorgriff von *diskurssemantischen Grundfiguren* zu sprechen. Im Gegensatz zu den eher statischen, meist als Thesaurus aufgefassten und auf der Ebene der „Oberflächensemantik“ angesiedelten Topoi betreffen diskurssemantische Grundfiguren eher die (häufig versteckte und nur vermittelt über zusätzliche Analyseoperationen zugängliche) „Tiefenebene“ der Textsemantik. Sie zeigen sich (dem Auge/Ohr des kundigen Betrachters) u.U. auch dort, wo die „Produzenten“ und „Rezipienten“ der jeweiligen Texte von ihrem Vorhandensein noch gar nichts ahnen. Sie sind dem Willen der Sprechenden zwar nicht völlig entzogen, doch offenbaren sie sich (und damit spezifische Charakterzüge des Textproduzenten bzw. seines Denkens) häufig unwillkürlich. Zwar kommen diskursive Grundfiguren immer wieder auch an die Oberfläche des Diskurses, werden zum expliziten Gegenstand oder Thema von Texten, und man könnte vielleicht sogar die These aufstellen, dass diese temporäre Explizität eine notwendige Bedingung ihres (ersten?) Auftretens und ihrer strukturellen Wirksamkeit ist; doch ist ihre normale Wirksamkeit eher dergestalt, dass ihr Vorhandensein zwar das Erscheinen bestimmter diskursiver Elemente erklärt, in diesen Elementen aber nicht so zum Vorschein kommt, dass die diskursiven Grundfiguren zur expliziten Textbedeutung auf der Oberflächenebene gerechnet werden könnten.

Diskursive Grundfiguren ordnen textinhaltliche Elemente, steuern u.U. ihr Auftreten an bestimmten Punkten des Diskurses, bestimmen eine innere Struktur des Diskurses, die nicht mit der thematischen Struktur der Texte, in denen sie auftauchen, identisch sein muss. Sie bilden ein Raster, das selbst wieder als Grundstruktur diskursübergreifender epistemischer

<sup>22</sup> Vgl. dazu Pêcheux 1983, 54.

<sup>23</sup> Foucault 1969, 238 (dt.: 260).

<sup>24</sup> Für eine etwas ausführlichere Darstellung vgl. Busse 1997.

Zusammenhänge wirksam werden kann. Diskursive Grundfiguren sind in diesem Sinne nicht unbedingt an einen bestimmten Diskurs gebunden oder auf einen einzigen Diskurs beschränkt, sondern sie können selbst wiederum in verschiedenen Diskursen zugleich auftauchen. Dadurch tragen sie zu interdiskursiven Beziehungen bei, die auf Diskursebene vielleicht demjenigen entsprechen, was mit Bezug auf die Textebene in der Textlinguistik als intertextuelle Beziehungen untersucht worden ist. Aus diesem Grunde haben diskursive Grundfiguren eine Geschichte, die sich nicht notwendig auf den Zeitraum und das Auftreten des gegenwärtigen Bezugsdiskurses (der Analyse) beschränken muss. Im Gegenteil ist es gerade der Reiz der diskursanalytischen Perspektive, dass manche diskursive Strömungen und Grundfiguren eine historisch-epistemische Tiefendimension haben, die auf den ersten Blick (und aus der oberflächensemantischen Perspektive) zunächst gar nicht zu vermuten stand.

Für diskursive Grundfiguren ist es zunächst einmal sekundär, in welcher konkreten Gestalt sie im Diskurs auftreten:

- sie können als semantische Merkmale auftreten und als solche historische Isotopie-Ketten bilden;<sup>25</sup>
- sie können argumentationsanalytisch zu den Stützelementen einer textbasierenden Schlussregel gehören;<sup>26</sup>
- sie können Präsuppositionen im Sinne der linguistischen Pragmatik sein oder durch Inferenzen zu erschließende Teile des Implizierten und Mitgemeinten;<sup>27</sup>
- sie können sich hinter Namen, angesprochenen Personen, Sachen, Sachverhalten und Gedankenkomplexen verstecken;
- und sie können schließlich natürlich auch zur (lexikalischen) Oberflächenbedeutung von Wörtern, Begriffen und Texten gehören, in denen sie bemerkt oder unbemerkt wirksam werden.

Zur Feststellung solcher diskursiver Grundfiguren reichen häufig die üblichen Mittel der Wortsemantik, Begriffsanalyse oder Textanalyse nicht aus. Sie müssen z.B. nicht notwendigerweise durch „Begriffswörter“ (im Sinne der alten bedeutungstheoretischen Unterscheidung von *Autosemantika* und *Synsemantika*) ausgedrückt werden, sondern sie können auch in der textsemantischen Funktion der sog. „Funktionswörter“ (Synsemantika) enthalten sein. Dies wird am Beispiel der diskurssemantischen Grundfigur „das Eigene und das Fremde“ deutlich an den Personalpronomen *wir* und *sie*, die hier als Chiffren für eine elementare diskursive Figur aufgefasst werden können, und die in vielen Texten auch eindeutig in dieser Funktion verwendet werden.

Das, worauf es mir bei dem folgenden Textbeispiel ankommt, kann weder mit den Mitteln der Wortsemantik oder Begriffsanalyse, noch mit den herkömmlichen Mitteln der Satzsemantik und Textsemantik herausgearbeitet werden. Es handelt sich um epistemische Elemente eines sich etablierenden Diskurses, die vielleicht am ehesten noch mit den Methoden der Analyse von Wissensrahmen aus der neueren kognitiven Semantik dingfest gemacht werden könnten, oder eben mit Blickweise und Zugriff einer historisch-epistemologischen Diskursanalyse. Funktion und Situierung des Textbeispiels sind diesbezüglich geradezu exemplarisch: Die politische Funktionalisierung des *kollektiven Eigenen* erreichte im 19. und frühen 20. Jahrhundert einen Höhepunkt und eine Dynamik, die proportional wuchsen mit den entindividualisierenden Tendenzen der modernen Massengesellschaften. Über diese sozialhistorischen Zusammenhänge ist viel gesagt worden und sie sollen hier nicht erneut thematisiert werden. Worauf es in unserem diskursanalytischen Kontext jedoch ankommt, ist die Art und Weise, wie die Figur des *Eigenen und Fremden* hier eingreift und im 19. Jahrhundert / in einer derart expliziten Weise definiert und kanonisiert wird, wie sie uns von unserem heutigen historischen Standpunkt (nach dem Nationalsozialismus und allem, was damit zusammenhängt) kaum noch vorstellbar ist.

<sup>25</sup> Vgl. zum Isotopie-Begriff Greimas 1971; zur Merkmalsemantik vgl. Busse 1991a, 29 ff.

<sup>26</sup> Vgl. zur Argumentationsanalyse als Überblick Kopperschmidt 1985.

<sup>27</sup> Vgl. zu einer differenzierenden Analyse implizierter Bedeutungsgehalte von Polenz 1985, 198 ff.

Es handelt sich bei meinem Beispiel um den Versuch, ein *kollektives Ich* diskursiv zu etablieren, und zwar in der Weise, dass dieses kollektive Ich auf dem diskursiven Konstrukt eines *kollektiven Eigenen* gegründet werden soll, das auf einer emotionalen, auf kulturelle Werte bezogenen Fremdbegrenzung beruht. Dabei ist besonders wichtig, dass diese Fremdbegrenzung, die zur Identitätsbildung als *kollektives Ich* benötigt wird, deutliche Anleihen an der psychosozialen Ausstattung des *individuellen Ich* und der von diesem selbst an sich wahrgenommenen bzw. sich selbst zugeschriebenen Eigenschaften macht. Man könnte die diskursive und psychosoziale Bewegungsrichtung dieser Diskursfigur vielleicht folgendermaßen beschreiben: vom *individuellen Eigenen* über das *kollektive Eigene* zum *kollektiven Ich* und dann zum *individuellen Ich* (wobei dann das *individuelle Ich* natürlich ein *kollektiviertes individuelles Ich* ist; d.h. ein Ich, welches sich nur noch oder überwiegend über die Eigenschaften und Haltungen des *kollektiven Ich* definiert).

Deutlich machen möchte ich dies an einem der exemplarischen Texte der kollektiven Identitätsbildung der Deutschen des 19. Jahrhunderts: dem Roman „Soll und Haben“ von Gustav Freytag (1855 erschienen und bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts immer wieder in hohen Stückzahlen neu aufgelegt).<sup>28</sup> In diesem Roman sind alle Aspekte des spezifisch deutschen Nationaldiskurses in bemerkenswerter Weise zusammengefasst. Man könnte ihn vielleicht als *den* Roman des Deutschtums schlechthin bezeichnen. Der Roman enthält neben dem Zentralmotiv der sozialen und wirtschaftlichen Emanzipation des Bürgertums (das allerdings frei von allen demokratischen Ambitionen bleibt) eine gehörige Portion fein dosierten Antisemitismus und Kulturchauvinismus vor allem gegen Osten gerichtet. Der Roman ist also ein typischer Text aus der Grenzlage, d.h. die Texthandlung ist vom Verfasser situiert in der prototypischen und paradigmatischen Situation der Abgrenzung des Eigenen vom Fremden. Das kollektive Eigene bekommt hier in dem Maße genauere Konturen, in dem es sich zunehmend vom kollektiven Fremden abgrenzt. Eigenes (d.h. kollektive Identitätsbildung) und Fremdes (hier in Gestalt des benachbarten – polnischen – Volkes) bedingen sich gegenseitig, indem sie sich durch die passgenaue Grenzziehung zwischen ihren jeweiligen (vom Autor als prototypisch artikulierten) Eigenschaften konstituieren.

Der Held des Romans, Anton Wohlfahrt, begründet gegenüber seinem kosmopolitisch eingestellten Freund Fink, warum er, der Kaufmann, in der von Preußen besetzten polnischen Landschaft das Gut eines Adligen gegen die Angriffe der polnischen Freiheitskämpfer verteidigen und erhalten will. Es ist der Stolz auf das deutsche Wesen, auf die Überlegenheit der deutschen Kultur, die / er zur Legitimation anführt: „Auf unserer Seite ist die Bildung, die Arbeitslust, der Kredit“, mit anderen Worten: „deutsche Tüchtigkeit“; dies alles rechtfertigt für ihn, „als einer von den Eroberern, [...] für freie Arbeit und menschliche Kultur einer schwächeren Rasse die Herrschaft über den Boden abgenommen [zu] haben“. Alles Polnische ist negativ dargestellt: Der Ackerboden „vernachlässigt“, die Ställe „erbärmlich“, die Frauen „unsauber“, die Männer „kein Vertrauen einflößend“, das Vieh „schlechte Rasse“, die Gebäude „trostlos“ und die Wohnhäuser „dürftig“. Dagegen ist alles Deutsche positiv dargestellt, und eben: typisch deutsch: Das Dach „repariert“, ein kleiner Garten angelegt, das Kind ist brav und blond, die Frau sauber und ordentlich, der Mann jung und stattlich, das Zimmer behaglich, der Kaffee brodelt auf dem Herd, und ein Gesangbuch und eine Rute sind, als Symbole deutscher Zucht und Sitte, natürlich auch vorhanden. Die Textstelle endet in dem Ausruf: „Dies Vorwerk ist ein Juwel Gottes“, rief Karl [...]. ‘Hier sind deutliche Spuren einer Düngestätte. [...] Und hier steht ein Myrtenstock am Fenster. Hurra! hier ist eine *Hausfrau*, hier ist *Vaterland*, hier sind *Deutsche*’.“

Die angeführte Textstelle kulminiert in dem in unserem Kontext bezeichnenden Ausruf des (fiktiven!) Protagonisten: „... *wir* haben jetzt Leben gewonnen, und ein deutsches Volk ist entstanden“. Anstelle des Personalpronomens *wir* könnte man auch einsetzen: „*das (kollektive) Wir hat jetzt Leben gewonnen ...*“! In diesem Roman bekommt das kollektive Eigene also vom Verfasser konkrete Züge verpasst: aus einer abstrakten rhetorischen Figur wird

<sup>28</sup> Für den (schon vor vielen Jahren gegebenen) Hinweis auf die große diskurs- und mentalitätsgeschichtliche Ergiebigkeit dieses Textes bin ich Fritz Hermanns äußerst dankbar.

eine Vorstellung mit Fleisch und Blut, mit der sich dann im Rückschluss all jene identifizieren können, die sich dem apostrophierten kollektiven Wir zurechnen. Die besondere Wirksamkeit der in diesem Roman ausgeführten diskursiven Bewegung liegt einmal darin, dass hier konkrete Inhalte, welche das kollektive Eigene in Abgrenzung zum kollektiven Fremden auszeichnen (oder auszeichnen sollen), als Abgrenzungen von konkreten, existierenden Fremden (fiktional) unterstellt werden. Zum anderen liegt sie darin, dass damit auch denjenigen Rezipienten des Textes und der in ihm enthaltenen (vom Autor angebotenen) kollektiven Identifikationsschemata epistemisch-ideologische Versatzstücke kollektiver Identitätsbegründung vermittelt und für weitere diskursive Verwendungen zur Verfügung gestellt werden, welche über die (fiktional) angesprochenen konkreten „Fremden“ und ihre (angeblichen) kollektiv-fremden Eigenschaften keine echten individuellen Erfahrungen haben.

Das Besondere dieses Textes aus dem 19. Jahrhundert ist es, dass er explizit ausspricht, was in heutigen Texten wohl eher implizit transportiert (oder präsupponiert) würde, d.h. die Figur des Eigenen und Fremden wird in einem quasi definitorischen diskursiven Akt in den Erzählkosmos eingeführt:

„Wer immer in den gebahnten Wegen des Lebens fortgegangen ist, begrenzt durch das Gesetz, bestimmt durch Ordnung, Sitte und Form, welche in seiner *Heimat* als / tausendjährige Gewohnheit von Geschlecht zu Geschlecht vererbt sind, und wer plötzlich als *einzelner* unter *Fremde* geworfen wird, wo das Gesetz seine Rechte nur unvollkommen zu schützen vermag, und wo er durch eigene Kraft die Berechtigung zu leben sich alle Tage erkämpfen muss, der erst erkennt den Segen der *heiligen Kreise*, welche um jeden *einzelnen* Menschen *Tausende der mitlebenden* bilden, die *Familie*, seine *Arbeitsgenossen*, sein *Volksstamm*, sein *Staat*. Ob er in der *Fremde* verliere oder gewinne, er wird ein anderer. Ist er ein Schwächling, so wird er *die eigene Art* den *fremden Gewalten* opfern, in deren Bannkreis er getreten ist. Hat er Stoff zu einem Manne, jetzt wird er einer. Doppelt teuer werden seiner Seele die Güter, in deren Besitz er aufgewachsen war, vielleicht auch die Vorurteile, die an seinem Leben hingen; und manches, was er sonst gleichgültig angesehen hatte wie Luft und Sonnenschein, das wird jetzt sein höchstes Gut. Erst im *Auslande* lernt man den Reiz des *Heimtdialektes* genießen, erst in der *Fremde* erkennt man, was das *Vaterland* ist.“

33

Hier wird systematisch der Gegensatz von Eigenem und Fremdem aufgebaut und vom individuellen Eigenen auf das kollektive Eigene extrapoliert. Begriffe wie *Heimat*, *heilige Kreise*, *die Mitlebenden* haben eine Scharnierfunktion zwischen individuellem und kollektivem Ich; systematisch entfaltet wird dieser Übergang in der prototypischen Reihung *Einzelner-Familie-Arbeitsgenossen-Volksstamm-Staat*. Die kollektive Umdefinition der individuellen Selbstwahrnehmung erfolgt in Ausdrücken wie *eigene Art*. Und schließlich wird im Schlusssatz besonders schön ausgedrückt, wie das individuell empfundene Eigene mit allen seinen Konnotationen umzuschlagen hat in eine abstrakte Identifikation des Einzelnen mit seinem kollektiven Ich, welches hier als *Vaterland* eingeführt wird, eigentlich aber – typisch deutsch – den *Staat* meint: Das Eigene ist gleichgesetzt mit dem wohligh vertrauten *Heimtdialekt*, der einen im alltäglichen Leben so einhüllt in einen Kokon von mit dem Eigenen verwandten Aspekten des Lebens und der eigenen psychosozialen Lage, dass seine Nennung als Chiffre fungieren kann für das kollektive Eigene, welches sich hier – ideologisch und politisch funktionalisiert als *Vaterland* – als größeres, umfassenderes Eigenes präsentiert, in dem der Einzelne sich genauso geborgen und aufgehoben fühlen kann wie in den unmittelbaren Erfahrungen des täglichen Lebens im Schoße seiner *Familie*.

In den eben erwähnten Romanzitaten kommt eine Funktionsweise der diskursiven Grundfigur des Eigenen und Fremden zum Vorschein, die für das 19. Jahrhundert typisch ist, und die möglicherweise doch zugleich eine Grundcharakteristik der Wirkweise dieser Figur veranschaulicht. Es handelt sich um die Tatsache, dass die diskursiv begründete kollektive Identität (und damit das kollektive Eigene als die konkrete inhaltliche Ausfüllung eines kollektiven Ichbildes) ein negatives Abziehbild der diskursiv unterstellten Eigenschaften des kollektiven Fremden darstellt. Das kollektive Eigene wäre damit die umgedrehte (negative) Identität des kollektiven Fremden. So gesehen ist das kollektive Eigene / vermeintlich auch und gerade das, was das diskursiv unterstellte kollektive Fremde nicht ist, bzw. anders gewendet: es ist (angeblich) das nicht, was das kollektive Fremde angeblich besonders auszeichnet.

34

Das Eigene gewinnt Konturen also nur mit Hilfe des Fremden, ohne das es nicht nur nicht so wäre, sondern wohl auch schlechthin nicht da wäre.

## 6. Chancen, Möglichkeiten und Grenzen diskurssemantischer Forschung

Die von mir vorgeschlagene historische Diskurssemantik verortet sich (wie die begriffsgeschichtliche historische Semantik) im Spektrum der historischen Epistemologie. Sie ist deskriptiv und analytisch zugleich angelegt, ohne damit schon jede kritische Betrachtung diskursiver Strukturen prinzipiell ausschließen zu wollen. Deskription und Analyse werden freilich nicht als bloße positivistische Faktenduplizierung diskriminiert (wie dies offenbar von manchen gerne gesehen wird); vielmehr liegt der semantischen Diskursanalyse die Auffassung zugrunde, dass Deskription und Analyse in epistemologischen Zusammenhängen nicht voneinander zu trennen sind, ja, dass erst die überzeugende Deskription diskursiver Strukturen und Bewegungen die Möglichkeit bietet, im Netz der Episteme, ihrer Verknüpfungen und Operationen jene Grundmuster herauszuarbeiten, die überhaupt erst danach als möglicherweise machtverbundene und machtinduzierte Muster dechiffriert werden können. Von der deskriptiven und analytischen Warte einer diskurssemantischen Epistemologie aus gesehen begibt sich jede vorschnelle Kritik diskursiver Verhältnisse auf den schwankenden Boden der Kritik an der Basis unseres eigenen Denkens und Wissens selbst. Eine solche Kritik könnte, da sie an den Fundamenten ansetzen müsste, zunächst nur eine philosophische, nicht eine politisch motivierte sein. Auch wenn die Diskursanalyse nach-foucaultschen Musters ihre Herkunft aus der Ideologiekritik nicht leugnen kann,<sup>29</sup> so kann eine analytische Deskription des sprachlich, in Texten materialisierten Wissens und Denkens einer Zeit oder Zeitströmung sich nicht zum finalen Richter über die Episteme machen. Sie müsste dazu einen archimedischen Punkt im Außen der Episteme beziehen, den erreichen zu können zu glauben jede fundierte philosophische Reflexion schon seit jeher verbietet.<sup>30</sup> Nicht nur, weil eine adäquate Deskription tiefensemantisch-epistemischer Konditionierungen aus dem Inneren des Diskurses, der Episteme einer Zeit heraus gar nicht in befriedigendem Umfang möglich ist<sup>31</sup>, auch, weil jede voreilige (Macht-)Kritik, die nicht die Grenzen des zu sagen und denken Möglichen in seiner jeweiligen Zeit berücksichtigt, ein wesentliches Element der Diskursanalyse, nämlich die Offenlegung des historischen Apriori, übergehen würde, muss am Primat der sorgfältigen Deskription und Analyse in epistemologischem Kontext strikt festgehalten werden. Jede andere sich als Analyse gebende Form der Betrachtung epistemo / logisch-diskursiver Verhältnisse würde, wollte sie diese Reihenfolge umkehren, sich umgehend dem Verdacht aussetzen, eben das zu betreiben, was sie zu kritisieren vorgibt: eine schon vordergründig interessegeleitete (und eben darum nicht mehr deskriptive) Deutung den epistemischen Verhältnissen zu implementieren, die als „Verblendungszusammenhang“ (vulgo: „Ideologie“) zu identifizieren sie sich bei ihren Betrachtungsobjekten nie scheuen würde.

35

Historisch-epistemologische Diskurssemantik muss trotz ihrer strikt deskriptiv-analytischen Grundhaltung damit noch keineswegs die grundsätzliche Interesse- und Standpunkt-Abhängigkeit jeder kulturwissenschaftlichen Forschung ignorieren wollen. Wenn sie sich zu dem von Foucault vorgelebten „fröhlichen Positivismus“ bekennt, dann geschieht dies auf der Basis einer Selbsteinschätzung der eigenen Erkenntnismöglichkeiten, die hinter die erkenntniskritische Position etwa der Hermeneutik eines Schleiermachers keineswegs zurückfallen sollte. Da jede Historiographie – und um so mehr die historische Semantik – es zuerst und vor allem mit Texten zu tun hat, wäre es frommer Selbstbetrug, ihre methodologische und erkenntnistheoretische Nähe zur Hermeneutik (im avancierten philosophischen Verständnis) leugnen zu wollen. Auch wenn historische Diskurssemantik keineswegs mit Hermeneutik gleichgesetzt werden darf (die Problematik der hermeneutischen Suche nach

<sup>29</sup> Vgl. dazu Guilhaumou 1979.

<sup>30</sup> Vgl. dazu in unserem Kontext Foucault 1966b.

<sup>31</sup> Auch wenn man nicht gleich die von Foucault vorgeschlagenen einhundert Jahre als Mindestabstand zwischen Forscher und Objekt als alleinige Maßschnur nehmen muss.

dem „wahren“, „versteckten“, „untergründigen“ Sinn hat Foucault überzeugend dargelegt), so teilt sie doch deren methodische Probleme und mithin Selbstreflexion. In dieser Reflexion ihrer eigenen Möglichkeiten steckt zugleich der Keim ihrer Selbstbeschränkung. Sie würde ihre diskurskritischen Wurzeln verkennen, wäre ihr Ziel vorrangig die (Re-)Konstruktion eines „wahren“ Diskurses „hinter“ den zugrundeliegenden Texten. Vielmehr zeichnet sie Bilder, beschreibt Szenarien, entwirft Landkarten der epistemischen Landschaft eines diskursiven Netzes. Sie widmet den dynamischen Aspekten dabei ebensoviel Aufmerksamkeit wie der Beschreibung der Strukturen und unterscheidet sich womöglich gerade in dieser Prozessorientierung von der älteren Hermeneutik. Vor allen Dingen aber gibt sie sich nicht so vermessen, mit Deskription, Analyse und ggf. Kritik die Episteme in ihren diskursiven Strukturen und Bahnen mit den Mitteln der Wissenschaft aushebeln zu wollen. Vielmehr betrachtet sie die epistemische Landschaft (und damit die historische Semantik) einer Zeit oder einer Gesellschaft als eine soziale *conditio humana*, ein historisches Apriori, welches Fundament und Daseinsgrund gerade auch der eigenen Tätigkeit liefert. Vorsichtig gesprochen, tut sie nicht mehr, als Foucault selbst es in der „Ordnung des Diskurses“ mit weiser Voraussicht beschrieben hat (man setze nur statt „Kommentar“ das Wort „Diskursanalyse“ ein):

„Mais, d'autre part, le commentaire n'a pour rôle, quelles que soient les techniques mises en œuvre, que de dire *enfin* ce qui était articulé silencieusement *là-bas*. Il doit, selon un paradoxe qu'il déplace toujours mais auquel il n'échappe / jamais, dire pour la première fois ce qui cependant avait été déjà dit et répéter inlassablement ce qui pourtant n'avait jamais été dit. Le moutonnement indéfini des commentaires est travaillé de l'intérieur par la rêve d'une répétition masquée: à son horizon, il n'y a peut-être rien d'autre que ce qui était à son point de départ, la simple récitation.“<sup>32</sup>

36

#### Literatur:

- Brunner, Otto / Conze, Werner / Koselleck, Reinhart (Hrsg.) 1972ff.: *Geschichtliche Grundbegriffe*. Stuttgart.
- Bühler, Karl 1934: *Sprachtheorie*. Jena. (Nachdruck: Stuttgart/New York 1982)
- Busse, Dietrich 1987: *Historische Semantik*. Stuttgart.
- Busse, Dietrich 1991a: *Textinterpretation. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik*. Opladen.
- Busse, Dietrich 1991b: Konventionalisierungsstufen des Zeichengebrauchs als Ausgangspunkt semantischen Wandels. Zum Entstehen lexikalischer Bedeutungen und zum Begriff der Konvention in der Bedeutungstheorie von H. P. Grice. In: Ders. (Hrsg.): *Diachrone Semantik und Pragmatik. Untersuchungen zur Erklärung und Beschreibung des Sprachwandels*. (= Reihe Germanistische Linguistik, Bd. 113) Tübingen, 37 - 65.
- Busse, Dietrich 1993: *Juristische Semantik*. Berlin.
- Busse, Dietrich 1997: Das Eigene und das Fremde. Zu Funktion und Wirkung einer diskurssemantischen Grundfigur. In: Matthias Jung / Martin Wengeler / Karin Böke (Hrsg.): *Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag*. Opladen, 17 - 35.
- Busse, Dietrich 2000: *Semantischer Wandel in traditioneller Sicht. (Etymologie und Wortgeschichte III)* Erscheint in: D. Alan Cruse / Franz Hundsnurscher / Michael Job / Peter Rolf Lutzeier (Hrsg.): *Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft)* Berlin/New York.
- Busse, Dietrich / Teubert, Wolfgang 1994: Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Dietrich Busse / Fritz Hermanns / Wolfgang Teubert (Hrsg.): *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*. Opladen, 10 – 28.

<sup>32</sup> „Aber andererseits hat der Kommentar, welche Methoden er auch anwenden mag, nur die Aufgabe, das *schließlich* zu sagen, was *dort* schon verschwiegen artikuliert war. Er muss (einem Paradox gehorchend, das er immer verschiebt, aber dem er niemals enttrinnt), zum ersten Mal das sagen, was doch schon gesagt worden ist, und muss unablässig das wiederholen, was eigentlich niemals gesagt worden ist. Das unendliche Gewimmel der Kommentare ist vom Traum einer maskierten Wiederholung durchdrungen: an seinem Horizont steht vielleicht nur das, was an seinem Ausgangspunkt stand – das bloße Rezitieren.“ Foucault 1971, 27 (dt. 18).

- Foucault, Michel 1966a: *Le mots et les choses*. Paris. (Dt.: *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt am Main 1971.).
- Foucault, Michel 1966b: *La pensée du dehors*. In: *Critique* 229. (Dt.: *Das Denken des Außen*. In: Ders.: *Von der Subversion des Wissens*. München 1974, 54 – 82.)
- Foucault, Michel 1969: *L'archéologie du savoir*. Paris. (Dt.: *Die Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main 1973.)
- Foucault, Michel 1971: *L'ordre du discours*. Paris. (Dt.: *Die Ordnung des Diskurses*. München 1974.)
- Freytag, Gustav 1855: *Soll und Haben*. Leipzig.
- Greimas, Algirdas Julien 1971: *Strukturelle Semantik*. Braunschweig.
- Guilhaumou, Jacques / Maldidier, Denise 1979: *Courte critique pour une longue histoire. L'analyse du discours ou les (mal)leures de l'analogie*. In: *Dialectiques* 26, 1979, 7-23.
- Hermanns, Fritz 1994: *Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik*. In: Andreas Gardt / Klaus J. Mattheier / Oskar Reichmann (Hrsg.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände - Methoden - Theorien*. Tübingen.
- Humboldt, Wilhelm von 1963: *Schriften zur Sprachphilosophie (= Werke in sechs Bänden, Bd. 3)*. Darmstadt.
- Kopperschmidt, Josef 1980: *Argumentation*. Stuttgart.
- LeBon, Sylvie 1967: *Un positiviste désespéré: Michel Foucault*. In: *Les temps modernes* 248, 1299-1319.
- Macdonell, Diane 1986: *Theories of Discourse. An Introduction*. Oxford.
- Pêcheux, Michel 1975: *Les vérités de la Palice*. Paris.
- Pêcheux, Michel 1983: *Über die Rolle des Gedächtnisses als interdiskursives Material. Ein Forschungsprojekt im Rahmen der Diskursanalyse und Archivlektüre*. In: Manfred Geier / Harold Woetzel (Hrsg.): *Das Subjekt des Diskurses. Beiträge zur sprachlichen Bildung von Subjektivität und Intersubjektivität. (Argument-Sonderband 98)* Berlin 1983, 50-58.
- Polenz, Peter von 1985: *Deutsche Satzsemantik*. Berlin/New York.
- Wolski, Werner 1980: *Schlechtbestimmtheit und Vagheit – Tendenzen und Perspektiven. Methodologische Untersuchungen zur Semantik*. Tübingen.
- Wittgenstein, Ludwig 1970: *Über Gewißheit*. Frankfurt am Main.
- Reichardt, Rolf 1982: *Zur Geschichte politisch-sozialer Begriffe in Frankreich zwischen Absolutismus und Restauration. Vorstellung eines Forschungsvorhabens*. In: Schlieben-Lange, Brigitte / Gessinger, Joachim (Hrsg.) (1982): *Sprachgeschichte und Sozialgeschichte. Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 12, Heft 47, 49-74.
- Reichardt, Rolf 1985: *Einleitung*. In: Reichardt, Rolf / Schmitt, Eberhard (Hrsg.) (1985 ff.): *Handbuch politisch-sozialer Grundbegriffe in Frankreich 1680 - 1820*. München, 39-148.